

Ein steirisches Hammerwerk

Von Ferdinand Tremel

So reich auch die Geschichte der steirischen Eisenindustrie an bedeutenden Leistungen ist und so viele grundlegende Werke darüber geschrieben wurden,¹ so fanden bisher doch nur wenige steirische Hämmer eine quellenmäßige Darstellung.² Ein solcher Beitrag zu einer Geschichte des steirischen Eisenwesens will auch der vorliegende Aufsatz über das Hammerwerk in *Donnersbach* sein.

Die Besiedlung des Donnersbachtals ist noch immer weitgehend in Dunkel gehüllt.³ Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts beginnt man klarer zu sehen; Herzog Albrecht kaufte in den Jahren 1344 bis 1346 eine Reihe von Gütern im Donnersbachtal auf und schenkte sie im letztgenannten Jahre dem Kloster Gaming. Wie man daraus zu ersehen vermag, handelt es sich um ein ausschließlich bäuerlich besiedeltes Tal, in dem die Viehzucht die Haupterwerbsquelle bildete. Hundert Jahre später erhielten Friauler Gewerken das Recht, auf Gold, Silber und andere Erze zu schürfen; der Bergbau dürfte allerdings nicht von langer Dauer gewesen sein, weil später von ihm nicht mehr die Rede ist. Älter war die Goldwäscherei, an die der Name der Goldbachalm (1351) erinnert, aber auch über Umfang und Dauer dieser Tätigkeit ist nichts weiter bekannt.

Als die Kirche im Jahre 1529 ein Viertel vom Werte ihres gesamten Besitzes als Sondersteuer zum Schutze des Landes gegen die Türken bezahlen mußte, verkaufte Gaming die dem Kloster offenbar nicht allzu wertvolle Herrschaft Donnersbach an Achaz Schrott zu Kindberg, der wie die meisten Adeligen die Not der Kirche benützte, sich billig zu bereichern. Der günstige Gelegenheitskauf gewann wirtschaftliche Bedeutung, als Hans Adam Schrott unter dem Eindruck des Holzmenge's an den alten Hammerstätten den Plan faßte, den Waldreichtum des Donnersbachtals zu verwerten. Er erwarb im Jahre 1597 von Erzherzog Ferdinand das Recht, außer seinem Hammer in Kindberg noch einen welschen Hammer in Donnersbach zu erbauen und darin das Vorderberger Maß-eisen verarbeiten zu lassen. Dafür mußte er versprechen, wie die anderen Hammermeister den Bergwerksordnungen untertan zu sein und in Rottemann die übliche Maut zu bezahlen, von jedem Saum (= 2½ q) geschlagenem Eisen neun Kreuzer und von jedem Zentner Roheisen drei Kreuzer.⁴ Der „Freiungsbrief“, die Gründungsurkunde des Hammerwerkes, ist vom 4. November 1597 datiert.

Das Schicksal des Werkes liegt in den ersten 50 Jahren seines Bestandes vollständig im Dunkeln. Die Erbin des Schrottschen Besitzes, Sidonia Schrott, heiratete 1618 Hans Wilhelm von Saurau, wodurch die Herrschaft und mit ihr der Hammer in den Besitz dieser Adelsfamilie gelangten. Der Besitzerwechsel scheint aber dem Hammer nicht gut bekommen zu sein, denn wir hören um 1648 von schlechter Führung des Werkes; nähere Angaben fehlen auch darüber.⁵ Der Mißerfolg der gräflichen Wirtschaft veranlaßte denn auch im Jahre 1659 den Besitzer, den Erblandmarschall in Steier, Erasmus Wilhelm von Saurau, das Hammerwerk Donnersbach an den Radmeister und Rauheisenverleger in Leoben Paul Egger zu verkaufen.⁶

In dem vom 22. September 1659 datierten Verkaufsbrief überließ Erasmus von Saurau dem Käufer das Hammerwerk samt dem Hammerhaus und den zugehörigen Kohlstätten zu Kaufrecht ad dominium utile und behielt sich die Grundherrschaft mit der Gerichtsbarkeit im Landgerichte Donnersbach und allen daraus entspringenden Herrschaftsrechten vor. Dagegen überließ er Egger alles Hammerzeug und die Kohlenvorräte, die für ihn nunmehr wertlos waren. Er übertrug ihm auch die Befugnis zur einmaligen Abstockung aller Wälder im ganzen Donnersbachtal, soweit sie zur Bestreitung des Hammerwerkes tauglich waren, und gab ihm das Recht, das geschlägerte Holz zu hacken, zu verkohlen und bei gutem Wasserstand zu verflößen, wofür sich Egger verpflichtete, das Holz nicht zu schwenden oder zu verwüsten und das Weiderecht der Bauern nicht zu stören. Das für die Herrschaft und ihre Bauern notwendige Brenn-, Bau- und Sagholz sowie der unmittelbar um das Schloß liegende Wald waren vom Verkauf ausgenommen. Der Kaufpreis betrug 4500 Gulden rheinisch und 100 Dukaten Leikauf, wovon 1000 Gulden und der Leikauf sofort zu bezahlen waren, während der Rest in zwei gleichen Raten im Februar und im November des folgenden Jahres fällig wurden. Egger mußte sich auch verpflichten, gleich wie die Bauern, bei jeder künftigen Veränderung den dritten Pfennig, ein Drittel vom Werte des Gutes, als Veränderungsgebühr zu bezahlen, während sonst bei Hammerwerken nur der zehnte Pfennig üblich war. Der jährliche Grundzins an den Grundherrn betrug 17 Gulden im Jahr, wozu weitere 17 Gulden als Ablöse für die Robot kamen. Die Steuer betrug 68 Gulden, die Leibsteuer sechs Gulden und ein halber Gulden kam für verschiedene Gebühren hinzu. Die gesamte jährliche Belastung mit Abgaben und Steuern erreichte daher die für jene Zeit ansehnliche Höhe von 108½ Gulden oder rund zwei Prozent vom Werte des Hammers.

Die Waldungen waren sehr reich, es gab Holz im Überfluß, so daß Egger zu seinem welschen Hammer einen kleinen Zerrennhammer erbaute,

der das Abfalleisen, wie Graglach und Waschwerk, ausschmiedete. Die Bewilligung dazu wurde ihm von der Grundherrschaft am 18. Dezember 1666 erteilt, wofür ihm ein steuermäßiger Dienst von 15 Kreuzern jährlich vorgeschrieben wurde. Mit Kaufbrief vom 29. August 1668 gewann Egger das Kaufrecht über den neuerbauten Zerrennhammer und gleichzeitig über einen Acker und eine Wiese in Donnersbach, die er zur leichteren Verpflegung seiner Arbeiter erkaufte hatte.

Noch immer war Egger der Grundherrschaft Donnersbach unterworfen. Das hatte nicht nur finanzielle Nachteile, es widersprach auch dem ständig steigenden Ansehen der einflußreichen Leobener Gewerkefamilie. Paul Egger strebte daher die Loslösung von der Grundherrschaft an und tatsächlich gelang es ihm im Jahre 1717, das dominium directum zu erwerben; in einem vom 12. Februar dieses Jahres datierten Kaufbrief trat Hans Bernhard von Saurau das völlige Eigentum und die Herrlichkeit mit aller Robot und Ehrung, mit Laudemien und anderen Dienstbarkeiten über das Hammerwerk und die dazugehörigen Wiesen, Waldungen und Behausungen an Paul Egger d. J. ab. Dafür zahlte dieser dem Grafen 7000 Gulden.⁷

Nun erst werden die Nachrichten über das Werk zahlreicher und geben besseren Einblick in das Leben der Arbeiter und das Streben und Mühen der Besitzer, in die Sorgen beider und nicht zuletzt in die Auswirkungen der Regierungsverordnungen.

Von den beiden Voraussetzungen des Betriebes, Kohle und Eisen, gab es die eine in reichen Mengen in nächster Umgebung; das Eisen wurde von Leoben bezogen. Der Hammer hatte eine Widmung von 24 Wagen Roheisen, Graglach und Waschwerk waren nicht bewirtschaftet. Rechnet man den Wagen für die Zeit der Errichtung des Werkes mit 67 q, so ergibt dies 1608 q Roheisen im Jahre. Allein der Wagen wurde immer größer, der Bedarf an Eisen stieg ständig an. Kaufte das Hammerwerk im Jahre 1611 von Siegmund Leuzendorffer 306,3 q, von Maria Scherking 599,2 q und von Georg Praun 883,9 q, zusammen also 1843,4 q, so wurden 1752 schon 2646,1 q Roheisen und dazu noch 1022 q Graglach und 527 q Waschwerk bezogen.⁸

Ein Zentner Roheisen kostete um 1750 in Leoben 2 fl. 10 kr., dazu kamen die Leobner Maut von einem Pfennig, das Führgeld in Rottenmann von 2 Pf. und die Niederlage in Stainach von 3 Pf. Der Fuhrlohn von Leoben nach Donnersbach betrug 18 kr., die verschiedenen Steuern machten 7 kr. aus, die Bauernkohle war mit fast einem Gulden anzuschlagen, während der Arbeitslohn verhältnismäßig gering war, wurde er doch nur mit 13½ kr. für den verarbeiteten Zentner Eisen errechnet. Zählt man den Verlust im Feuer und verschiedene kleinere

Ausgaben hinzu, so ergab sich ein Selbstkostenpreis von 4 fl. 24 kr. für den Zentner Rohstahl, rund das Doppelte des Roheisenpreises in Leoben. Bemerkenswert ist dabei die Verteilung der einzelnen Kostenanteile. Während rund 50 % der Kosten auf den Rohstoff und 23 % auf die Betriebsmittel (Kohle) entfielen, machten die Löhne nur 5 %, die öffentlichen Abgaben gar nur 3 % der Kosten aus.

Über die Produktion liegen aus den Jahren 1736 bis 1750 genaue Zahlen vor; im ersten Jahre wurden 1540 q Roheisen verarbeitet, in den nächsten acht Jahren jährlich 1680 q. 1745 sank die Produktion infolge einer Feuersbrunst, die den Hammer zerstörte, auf 980 q, stieg im darauffolgenden Jahre wieder auf 1260 q und hielt sich seit 1747 auf der alten Höhe von 1680 q. Das Bemerkenswerteste an dieser Zusammenstellung ist zweifellos die Stabilität der Produktion, gab es doch keine Konjunkturschwankungen, selbst der österreichische Erbfolgekrieg, der diese Jahre erfüllte und nach dem Einbruche der Bayern in Oberösterreich das Ennstal in arge Unruhe versetzte, blieb ohne jeden Einfluß auf die Arbeit im Werke, nur direkte Einwirkungen, wie die Feuersbrunst des Jahres 1745, konnten die Produktion hemmen, eine Steigerung war überhaupt nicht möglich, dazu reichte die Kapazität des Werkes nicht aus, auch wäre weder das Roheisen noch die Kohle aufzubringen gewesen.

Der „Feuerhintegang“ oder „Callo“, d. h. der Verlust während des Schmiedeprozesses, betrug 7 % des Roheisens. Das wichtigste Produkt des Welschhammers, zwei Drittel bis drei Viertel der Gesamterzeugung, waren die sogenannten „gestreckten Gattungen“, Stähle mittelguter Sorte, die für verschiedene Zwecke Verwendung fanden. An zweiter Stelle standen mit 15—25 % der Erzeugung die „groben Gattungen“ und der „weiche Mock“. Das waren geringwertige Stähle bzw. stahlhäftiges Eisen, das vor allem zur Sensenerzeugung verwendet wurde. Höchstens 6 % der Gesamterzeugung, meist viel weniger, waren „Fasselstahl“ von mittlerer Qualität, nicht viel weniger machte der „Hackenstahl“ aus, den die Hackenschmiede bezogen. Der Zerrennhammer verarbeitete das Graglach und das Waschwerk. Ersteres war weißkörniges, hochgekohltes Gußeisen, das beim Herausziehen der Masse aus dem Schmelzofen mit herausstürzte;⁹ unter letzterem verstand man Eisenstücke, die frei wurden, wenn die Schlacken im Pocher zerschlagen und im Bache gewaschen wurden.¹⁰ Der Zerrennhammer erzeugte vor allem „grobe Gattungen“ und „weichen Mock“, die mit rund 75 % der Produktion weit voran standen. Der Rest waren zum größeren Teil „gestreckte Gattungen“, zum kleineren Teile „Rohstahl“.

Die erzeugten Sorten gingen zum überwiegenden Teile außer Landes. Sorten wie Fasselstahl, Hackenstahl und Rohstahl wurden zur Gänze

über die Landesgrenzen ausgeführt, aber selbst von den gestreckten Gattungen blieben oft nicht einmal 10 % im Lande, von den groben Gattungen und dem Mock höchstens ein Drittel.

Über die Eisenkäufer sind wir aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts genauer unterrichtet; unter ihnen bildeten die Sensenschmiede in Kirchdorf und Micheldorf eine wichtige Gruppe, denn sie erhielten ihr Quantum vom Oberbergamt in Vordernberg zugewiesen und hatten Anspruch auf bevorzugte Lieferung. Sie waren jedoch, scheint es, nicht allzu gern gesehen, offenbar, weil sie auf strenge Einhaltung der amtlichen Höchstpreise achteten. Die Regierung mußte daher wiederholt energisch darauf dringen, daß ihre Eisenforderungen befriedigt wurden. Ein weiterer treuer Abnehmer war die Sensenschmiede Kaltenbrunner in Mondsee, ziemlich regelmäßig wurde ferner der Ostermarkt in Linz beschickt. Sehr viel Eisen ging nach Salzburg; die „Handelsfreunde in Salzburg“ erscheinen in den Briefen Josef Paul Eggers an seinen Verwalter Walcher in Donnersbach immer wieder, doch entzieht es sich der Beurteilung, ob darunter nur die Eisenhändler in der Stadt oder auch die Sensenschmiede in der Umgebung, wie Anton Wagner in Tittmoning, dessen Name an anderer Stelle erscheint, gemeint sind. Über Salzburg wurde auch das Reich beliefert; Georg Attinger in Augsburg, Augustin Gloner in München und Josef Soban in Wasserburg am Inn sind einige der Käufer, deren Namen auf uns gekommen sind.¹¹

Der Absatz im Lande erstreckte sich auf einige Sensenschmiede des Viertels Enns- und Kammertal und des St. Gallener Bezirkes sowie auf die Schmiede der näheren Umgebung. Diese letzteren zählt ein Bericht aus der Mitte des Jahrhunderts auf: zwei Schmiede in Altirdning, der Schmied in der Stegmühle bei Irdning, der Hackenschmied in Neuhaus und der in Untergrimming, die Hufschmiede in der Laken, in Krungl, in Unterburg und (zwei) in Stainach sowie die beiden Schmiede in Donnersbachau und Donnersbachwald. Zeitweilig deckten auch die Hufschmiede des oberen Ennstales, die sonst von Pruggern beliefert wurden, aus der Sölk und Gröbming, aus Aich und Unterhaus, ihren Bedarf in Donnersbach.¹² Schließlich wurden die Eisenhändler in Leoben beliefert, die die Streckware als Gegenfracht für das Roheisen bekamen.

Für den Handel mit den entfernteren Käufern wurden vier Legestätten eingerichtet: die Legestätte Ennsbrucken bei Trautenfels, von der aus Stahl und Mock an die oberösterreichischen Sensenschmiede verkauft wurden, die Legestätte St. Gallen, die zur Versorgung der Sensenschmiede im St. Gallener Bezirk mit Stahl, Mock und Streckeisen diente, die Legestätte Leoben, in die nur Streckeisen geschickt wurde, und endlich die Legestätte Aussee, der sich die „ausländischen“ Eisenhändler bedienten.

Sie war am reichsten beschickt, belieferte sie doch die geschätzten Handelsfreunde aus Salzburg und dem Reich, dort wurden alle Sorten eingelagert, die im Werk erzeugt wurden, gestreckter Stahl und Rohstahl, gestrecktes Eisen, Stangen- und Grobeisen.

Die Preise der Waren wurden nach der Entfernung vom Werke berechnet. Ein Zentner Rohstahl kostete 1768 an der Ennsbrücke 6 fl. 36 kr., in Aussee 7 fl. und in St. Gallen 7 fl. 18 kr. Der Mock wurde an der Ennsbrücke um 5 fl. 51 kr. und in St. Gallen um 6 fl. 36 kr. verkauft, für das Streckeisen wurden in Aussee oder Leoben 7 fl., in St. Gallen 7 fl. 30 kr. bezahlt. Die teuerste Ware, der gestreckte Stahl, kostete in Aussee 10 fl. der Zentner; Stabeisen kam in Aussee auf 6 fl. 48 kr. zu stehen, während die billigste Eisengattung, das Grobeisen, am selben Platze mit 6 fl. 24 kr. berechnet wurde.

Der Weg nach Salzburg führte, wie erwähnt, über Aussee, wohin das Eisen als Gegenfracht für das Salz geführt wurde, nach Lauffen und von da in die salzburgische Niederlage Schober am Wolfgangsee. Nun ging es auf dem Wasserweg nach St. Gilgen, um dann wieder auf Wagen nach Hinterberg geführt zu werden, wo sich die Wege schieden; während die eine Straße nach Neumarkt und Passau führte, führte die andere nach der Stadt Salzburg. Erst 1775 wurde Mandling oberhalb Schladming als neue „Ausbruchsstation“ für das Eisen zugelassen, doch hatte dies für den Donnersbacher Hammer keine Auswirkungen, denn seine Erzeugnisse gingen nach wie vor auf dem Wege über Aussee nach Salzburg.

Wenn man den Steuerbekenntnissen trauen darf, war der Gewinn des Werkes auffallend bescheiden. Nach dem Steuerbekenntnis vom Jahre 1755 betragen die jährlichen Einnahmen im Durchschnitt der Jahre 1736 bis 1750 12.853 fl., während sich die Unkosten im Durchschnitt derselben Zeitspanne auf 12.290 fl. beliefen. Daraus ergibt sich ein Erträgnis von 563 fl. jährlich oder 4.4 % der Einnahmen — gewiß ein bescheidener Gewinn, und doch betrug er fast das Vierfache vom Gehalt des best-bezahlten Beamten im Werk.

Das Personal des Werkes bestand damals aus dem Hüttenschreiber, fünfzehn Arbeitern im Werk und der notwendigen Zahl von Holzknechten und Köhlern, die ihre Arbeit zum Teil im Nebenberuf versahen. Nach altem Herkommen war St. Michael (29. September) Anrede- und Kündigungstermin, an dem alte Arbeiter weiterverpflichtet, neue aufgenommen wurden oder an dem sie selbst ihre Stellung kündigten. Der Wechsel im Dienstplatz trat jedoch erst zu Weihnachten ein. Jeder Arbeiter mußte sich verpflichten, ein volles Jahr zu dienen, aber auch der Gewerke durfte seine Arbeiter nicht unter dem Jahre entlassen, es sei denn, sie ließen sich eine grobe Dienstverletzung oder ein Vergehen

zuschulden kommen, aber selbst dann mußten sie vor der Entlassung mindestens zweimal ermahnt werden. Söhne von Hammerarbeitern wurden bei Neuaufnahmen bevorzugt; hatte ein Lehrling auf Kosten des Gewerkes gelernt, so mußte er nach der Freisprechung seinem Lehrherrn zwei bis drei weitere Jahre im Dienste bleiben.

Arbeitszeit und Arbeitslohn waren genau geregelt, es gab Aufstiegsmöglichkeiten für geschickte und fleißige Arbeiter und die vorhandenen sozialen Unterschiede wurden als etwas Selbstverständliches hingenommen, wurden wohl auch in dem weltabgeschiedenen Dorfe, dessen Bauern keine Reichtümer besaßen, und das der Gewerke nur selten besuchte, kaum empfunden. Die rechtliche und die soziale Lage der Arbeiterschaft war daher relativ günstig, der einzelne Arbeiter stand dem Gewerke als gleichberechtigter Vertragspartner gegenüber und konnte bei dem Mangel an tüchtigen Werksknechten diese Gleichberechtigung leicht durchsetzen. Sorge um seine Existenz war dem Hammerknecht des 18. Jahrhunderts durchaus fremd.

Die Löhne im Werk waren teils Akkordlöhne, teils waren es Wochenlöhne. 1748 erhielt der Hammerschmied im Welschhammer für jeden Zentner geschlagenes Eisen 3 kr., während die ihm zugewiesenen Arbeiter einen Wochenlohn bezogen, u. zw. der Großheizer von 1 fl. 22½ kr., der Kleinheizer und der Wassergeber von je 1 fl. 15 kr. Außerdem erhielten diese vier Arbeiter einen von der tatsächlichen Arbeitsleistung abhängigen Zuschuß, nämlich anläßlich einer jeden „Raitung“ (Abrechnung), die nach jeweils zweiunddreißig aufgearbeiteten „Stücken“ oder rund 288 q gehalten wurde, ein „Raitgeld“, dem wir gleichzeitig die Einschätzung der Leistung der genannten Arbeiter entnehmen können. Am höchsten wurde die Arbeit des Hammerschmiedes eingeschätzt; er erhielt 32¾ kr., ihm folgte der Großheizer mit 32 kr., dann kam der Wassergeber mit 31½ kr. und zuletzt der Kleinheizer mit 28¾ kr. Der Hammerschmied war eben der „eigentliche technische Arbeiter“,¹³ der die Form gab, der Heizer besorgte das Zerrennen der Maßeln, wobei ihm der Kleinheizer half, während der Wassergeber der Gehilfe des Hammerschmiedes war. Anläßlich der Aufdingung wurde ein Leikauf bezahlt, der die Unterschiede noch krasser zutage treten läßt; der Hammerschmied erhielt 18 fl. Leikauf, der Großheizer und der Wassergeber bekamen je 6 fl. und der Kleinheizer 4 fl. Rechnet man für ein gutes Jahr sechs Raitungen, so ergeben sich folgende Jahreslöhne: Hammerschmied 96 fl. 16½ kr., Großheizer 80 fl. 42 kr., Wassergeber 74 fl. 9 kr. und Kleinheizer 71 fl. 52½ kr.

Im Streckhammer waren der Strecker und sein Bub (Gehilfe) beschäftigt, wobei die Bezahlung nach dem Werte und der Menge der

erzeugten Waren erfolgte. Der Strecker hatte seinen „Buben“ selbst zu bezahlen, dafür erhielt er für einen Zentner Streckeisen 8 kr., für einen Zentner Gerb- und Hackenstahl 24 kr. und für einen Zentner Schloßblech 30 kr. Dies ergibt für ein gutes Jahr 156 fl., der Strecker kam also bei fleißiger Arbeit auf die gleichen Bezüge, die der Hammerschmied hatte. Ähnlich lagen die Verhältnisse im Zerrennhammer. Dort waren wie im Welschhammer außer dem Zerrenner zwei Heizer und ein Wassergeber beschäftigt. Der Akkordlohn betrug für einen Zentner aufgearbeitetes Eisen oder Stahl 14 kr. Mit dem Leikauf ergab dies 272 Gulden jährlich, in die sich die vier Arbeiter teilen mußten.

Viel besser wurden die Beamten bezahlt; der Hammerschreiber erhielt an Geld und Naturalien jährlich 150 Gulden.

Wie es in den Bergwerken üblich war, wurde auch beim Hammer ein Lebensmittelhandel eingeführt, in dem die Lebensmittel zu einem stets gleichbleibenden Preis an die Arbeiter abgegeben wurden. Dieses System bewährte sich im allgemeinen durchaus, die vielen Schattenseiten des Trucksystems kamen nicht zur Geltung, weil kein Zwang zum Kaufe ausgeübt wurde. Andererseits ermöglichten die gleichbleibenden Lebensmittelpreise stabile Löhne, was wiederum die Kalkulation erleichterte.

Der empfindlichste Mangel in der Entlohnung der Arbeiter war zunächst das Fehlen all dessen, was man heute unter sozialer Fürsorge versteht; das lastete bisweilen schwer auf der Arbeiterschaft, wenn auch jeder Vergleich mit der Gegenwart hinkt. Abgesehen davon, daß das patriarchalische Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter erstem einen heilsamen moralischen Zwang zur Hilfe bei Unglücksfällen im Betriebe auferlegte, wurden in der Regel die Söhne der Hammerknechte wieder ins Werk aufgenommen und ihnen damit die Fürsorge für ihre alten, erwerbsunfähigen Eltern auferlegt. Ein trauriges Mittel, ihren Lebensunterhalt zu fristen, fanden kinderlose ausgediente Hammerleute in einem stillschweigend geduldeten Eisenhandel; sie erbettelten oder stahlen wohl auch Eisen, um es dann bei Bauern und Schmieden zu verkaufen. Erst im Jahre 1774 wurde eine Bruderlade geschaffen,¹⁴ in die Gewerken und Hammerleute Beiträge einzahlten, aus denen den arbeitsunfähig gewordenen Arbeitern eine kleine Pension gewährt wurde, deren Höhe sich nach den vorhandenen Mitteln und nach der Bedürftigkeit des Pensionisten richtete. Auch eine bescheidene Kranken- und Unfallversicherung war miteingeschlossen. So viele Mängel dieser Einrichtung von modernen Gesichtspunkten aus anhaften mochten, war sie doch ein bedeutender sozialer Fortschritt, durch den der drückendsten Not und dem beschämenden Bettel der alten Leute wirksam abgeholfen war.

Der Hammer beschäftigte jedoch nicht nur eine für den kleinen Ort nicht unbeachtliche Zahl von Arbeitern, von ihm lebte indirekt das ganze Tal. Der herrschaftliche Wald reichte für den großen Bedarf der Köhleren bei weitem nicht aus, daher bezog das Werk außerdem Tausende von Klaftern Holz bei den Bauern; Holzarbeit, Köhlererei und Fuhrlohne gaben diesen einen Nebenverdienst, dessen Bedeutung erst klar wurde, als der Hammer nicht mehr war und nicht zuletzt deshalb das große Bauernsterben einsetzte.¹⁵

Unter Josef Paul Egger († 29. Dezember 1776), einem bedeutenden Gewerken, der viele Jahre Eisenobmann im Viertel Enns- und Paltental war, hatte das Werk eine Blütezeit erlebt, die unter seinem Sohn Josef Thaddäus nicht mehr anhielt. Eine nicht immer ganz lautere Konkurrenz der Hammergewerken im salzburgischen Talgau beeinträchtigte zusammen mit mancherlei Mißständen, wie sie auch in anderen Werken nicht selten waren, den Absatz in das so wichtige Handelszentrum an der Salzach, aber entscheidend war doch, daß dem neuen Besitzer die Unternehmerfreude fehlte, die sein Geschlecht groß und reich gemacht hatte, und daß er sich — typischer Sprößling einer hochgekommenen Bürgerfamilie — mehr als adeliger Rentner denn als Gewerke fühlte. So verkaufte er das ihm fernliegende Hammerwerk an den neuen Besitzer der Herrschaft Donnersbach, den Grafen Karl von Stainach, doch auch dieser fand keinen Gefallen an seiner neuen Erwerbung und verkaufte Herrschaft, Landgericht und Hammer an die k. k. priv. Innerberger Hauptgewerkschaft (1799).¹⁶

Die Werksanlagen, die samt den dazugehörigen Realitäten und Gerechtsamen im Jahre 1816 einen Wert von über 400.000 Gulden darstellten, bildeten nun schon ein ganzes Dorf für sich. Da stand der alte Welschhammer, nun Großzerrennhammer genannt, daneben waren zwei kleine Zerrennhämmer erbaut, ein Streckhammer bestand und eine kleine Sägemühle für den Werksbedarf, mehrere Zeughütten, ein großer Kohlbarren für 18.000 Faß Kohle und zwei kleinere Barren dienten ebenfalls dem Werksbedarf. In den Bach war ein mächtiger Holzrechen eingebaut, von dem ein gemauerter Kanal zur Kohlstätte leitete, an der neun Meiler rauchten. Neben diesen Werksbauten standen die Wohnhäuser für das Personal: das große, stockhohe, gemauerte Beamtenhaus, das zwei Wohnungen mit zehn Zimmern und sechs Kammern enthielt, das gleichfalls stockhohe Hammerhaus mit drei Wohnungen und acht Stuben, das kleine Hammerhaus, das Streckerhaus und drei Köhlerhütten. Rechnet man zu jedem Haus noch eine Stallung, den Getreidekasten, die Wagenhütte und so manchen kleineren Gelegenheitsbau, so erhält man ein richtiges Bild von der Bedeutung des Hammers für den Ort und

das Tal, dessen wirtschaftlicher Wohlstand zum guten Teil von seinem Gedeihen abhängig war.

Die Innerberger Hauptgewerkschaft hatte den Hammer in einem sehr ungünstigen Zeitpunkt erworben, mitten in den Franzosenkriegen, die Handel und Wandel zum Stocken brachten; die zehn Kriegsjahre von 1805 bis 1814 schlossen mit einem Verlust von 19.162 fl. 23½ kr. ab,¹⁷ erst in den folgenden Friedensjahren trat ein Aufschwung ein, der anfangs durch den Mangel an geschultem Personal gehemmt wurde; geschultes Personal wieder war schwer zu bekommen, weil in dem kleinen Orte arger Wohnungsmangel herrschte. Immerhin war dem Werke im Vormärz noch eine letzte Blüte beschieden; 1840 verarbeitete man 11.322 q Roheisen, also fast das Dreifache dessen, was hundert Jahre vorher verarbeitet worden war. Diese ansehnliche Menge Roheisen ergab 3358 q Stahl, 6400 q Grobeisen und 1053 q Streckeisen, was zusammen einen Wert von 112.568 fl. besaß — das Neunfache des Wertes der Erzeugung vor hundert Jahren.¹⁸ Sonst freilich hatte sich nicht viel geändert; Zahl und Art der Arbeiter waren annähernd gleichgeblieben, die Löhne waren zwar gestiegen, aber auch die Preise, so daß sich der Reallohn nicht erhöht hatte. Auch die Art der Entlohnung, jene eigenartige Mischung von Akkord- und Zeitlohn, war sich gleich geblieben. Die technischen Fortschritte waren sehr bescheiden, noch immer wurden die Feuerstellen mit Holzkohle gespeist, obwohl ihr Preis stieg und sich auch in diesem abgelegenen Seitental Holzangel bemerkbar machte. Die wichtigsten Abnehmer waren die Gewerke in Oberösterreich geblieben, namentlich die dort so zahlreichen Sensenschmiede, ein anderer Teil der Ware wanderte in die Niederlage der Hauptgewerkschaft in Wels.

Der Sieg des Liberalismus in der Wirtschaftspolitik Österreichs, die notwendige Modernisierung der Betriebe und ihre Konzentration auf verkehrstechnisch günstiger gelegenen Plätzen brachten das einsame Hammerwerk zum Erliegen; im Frühjahr 1868 wurde der Betrieb für immer stillgelegt.¹⁹

Anmerkungen:

¹ Steirisches Eisen, Beitr. z. Geschichte d. österr. Eisenwesens, 3 Bde., Graz 1937; Beitr. z. Geschichte d. österr. Eisenwesens, Wien-Düsseldorf 1932; K. Tanzer, Vom norischen Eisen zum steirischen Stahl, Berlin 1930; Die Österr. Alpine Montangesellschaft, Wien 1931; Heimatatlas der Steiermark, Graz 1947; L. Bittner, Das Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz bis ... 1625, AÖG. LXXXIX/2; A. v. Pantz, Die Innerberger Hauptgewerkschaft 1625—1783, Graz 1906; E. Stepan, Der Steirische Erzberg, Wien 1924; E. Frieß, Der steirische Erzberg, Histor. Blätter I.; M. Loehr, Beitr. z. Ortsgeschichte von Eisenerz, Zeitschr. d. Histor. Ver. f. Stmk., XXV.; über Vordernberg ist eine Arbeit von H. Oberegger zu erwarten.

² St. Peter bei Judenburg: E. Frieß-K. Großmann, Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Stmk., XIX., S. 126 ff.; Weiz: F. Knill, Blätter f. Heimatk., XVI., S. 27 ff.; Wasserleith: E. Demmer, Blätter f. Heimatk., XXI., S. 80 ff.; Rottenmann: F. Tremel, Blätter f. Heimatk.,

XX./4. Vgl. ferner: A. v. Pantz, Die Gewerke im Bannkreise ..., Wien 1918; M. v. Loehr, Die Radmeister (Mitt. aus d. Museum f. Bergbau usw., Heft 5), Graz 1947.

³ Daran konnte auch die bisherige Forschung nicht viel ändern. Vgl. R. Wernbacher, Geschichte d. Bez. Irnding, Gröbming 1905; H. v. Wißmann, Das Mitter Ennstal, Leipzig 1927; derselbe, Die bäuerliche Besiedlung und Verödung des mittleren Ennstales (Petermanns Mitt. 1927); J. Zahn, Über zwei Codices zur Gesch. v. D. (Beitr. z. Kde. steir. Gesch.-Qu. 1887).

⁴ Archiv Donnersbach, Sch. 38, Protokollbuch, Landesarchiv; Hofkammerakten 1597-IX-26, LA. Das Folgende nach dem Archiv Donnersbach.

⁵ Hofkammer 1648-I-55; der innerösterreichische Hofkammerrat Wolf Andrä von Kaltenhausen und der Amtmann in Vordernberg Hans Tengg werden aufgefordert, über die Verantwortung des ers. Wilhelm Grf. v. Saurau wegen schlechter Bestreitung des Hammerwerkes in D. zu berichten.

⁶ Protokollbuch a. a. O.; Verkaufskontrakt 1659-IX-22 in Sch. 34, Heft 89 a. a. O.

⁷ Protokollbuch a. a. O.

⁸ Sch. 36 a. a. O.

⁹ H. Pirchegger, Das steirische Eisenwesen II., S. 99.

¹⁰ Pirchegger a. a. O. II., S. 46.

¹¹ Archiv Donnersbach, 1769-II-10.

¹² Sch. 36, H. 101 a. a. O.

¹³ Pirchegger a. a. O., I, S. 76.

¹⁴ Sch. 33, H. 95, 1774-XII-31.

¹⁵ Vgl. Wißmann, Die bäuerliche Besiedlung und Verödung a. a. O.

¹⁶ Sch. 33, H. 86, 1799-XII-4.

¹⁷ Sch. 32, H. 82.

¹⁸ G. Goeth, Das Herzogtum Steiermark, III. Bd., Graz 1843, S. 231 f.

¹⁹ R. Wernbacher a. a. O., S. 142.